



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

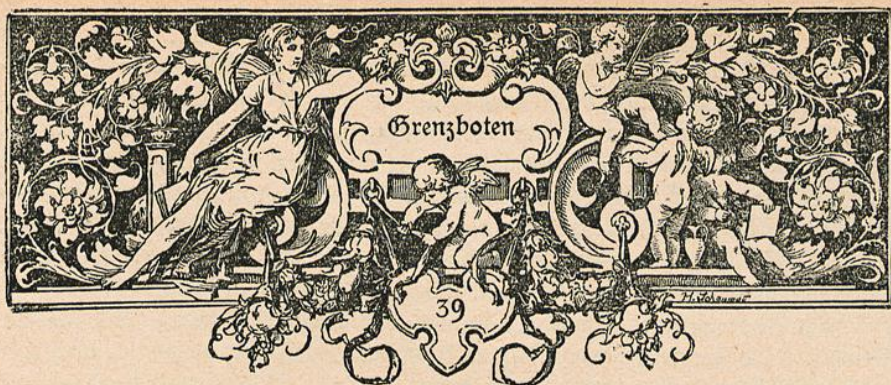
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freytag-Loringhoven von: Die Beurteilung fremder Völker

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ausgegeben am 28. September 1921

Keine Nation fühlt so sehr als die deutsche den Wert von anderen Nationen und wird leider von den meisten wenig geachtet, eben wegen dieser Biegsamkeit. Mich dünkt, die anderen Nationen haben recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient von allen verachtet zu werden.

Georg Christoph Lichtenberg 1742—1799

Die Beurteilung fremder Völker

Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D. Dr. h. c.

In seinem bekannten Buche „Das Zarenreich und die Russen“ betont Leroy-Beaulieu die Notwendigkeit, fremde Völker kennen zu lernen. Er wendet sich hier an die Franzosen der Zeit nach 1871 mit den Worten. „Wenn wir gewußt hätten, wie viel Herzlichkeit und Güte, aber zugleich wie viel Festigkeit und Entschlossenheit, wie viel verborgene Begehrlichkeiten aber zugleich praktischer Sinn, wie viel Ordnung und Disziplin in diesem deutschen Volke vorhanden waren, das allzulange wegen seines Idealismus und seiner Zerspitterung verspottet worden ist, hätten wir nicht seiner Einigung widerstrebt und uns seiner schrecklichen Vergeltung ausgesetzt.“ Niemand wird bestreiten, daß die Kenntnis anderer Nationen — und dazu gehören in der Zeit der Weltwirtschaft mehr oder weniger alle — ein dringendes Erfordernis ist, und dennoch ist es leicht, diese Kenntnis in der Theorie als notwendig hinzustellen, aber unendlich schwer, sie wahrhaft zu gewinnen. Ist doch schon die Vorstellung, die sich ein Mensch vom anderen macht, selbst beim Scharfsichtigsten immer nur bedingt richtig. Selbst von unseren Nächsten machen wir uns ein Bild, das nur bedingt der Wirklichkeit entspricht. Und wie wenig kennen wir uns im Grunde selbst? Die Unzulänglichkeit aller Memoirenliteratur bietet dafür einen schlagenden Beweis. Umsoweniger kann die Beurteilung eines ganzen Volkes, des eigenen und erst recht eines fremden durchaus zutreffend sein. So hat denn auch der Krieg darin große Überraschungen gebracht, hinsichtlich unseres

eigenen Volkes im Anfang im guten, zuletzt im schlechten Sinn. Nicht minder sind wir durch unsern Bundesgenossen überrascht worden. Wir hatten Osterreich-Ungarn mehr nachhaltige Kraft zugetraut, im ganzen hat aber dann der alte Kaiserstaat doch den Stürmen des Weltkrieges unerwartet lange standgehalten. Unzweifelhaft haben wir uns hinsichtlich unserer Gegner getäuscht, nicht minder aber sie in bezug auf uns. Niemals hatten sie solche Kraftleistung von uns erwartet. Sie liefert ihnen noch jetzt einen Antrieb für ihre unsinnigen Forderungen, bei deren Stellung sie außer acht lassen, daß wir jetzt nicht mehr die gleiche Leistungsfähigkeit besitzen wie vor dem Kriege.

Man hat vielfach unserer Diplomatie den Vorwurf gemacht, daß sie die Fremden falsch beurteilt habe. Das trifft in manchen Fällen gewiß zu, doch darf dabei nicht übersehen werden, daß in dieser Hinsicht das diplomatische Handwerk gegen früher sehr viel schwieriger geworden ist. Wohl fließen die Quellen zur Beurteilung des Auslandes reichlicher, die Kenntnis seiner Presse übermittelt viel, dafür aber ist der Kreis, auf den sich die Beobachtung zu erstrecken hat, jetzt unendlich erweitert. Früher genügte es für den Vertreter einer Macht im Auslande, wenn er dort mit einer beschränkten Zahl von Staatsmännern und Mitgliedern des Hofes nahe Fühlung hatte, heute kommt es auf die Kenntnis des ganzen Volkes an. Von Japan ist gesagt worden, wenn man ein Jahr dort verweilt habe, glaube man schon, das Land einigermaßen zu kennen, nach zehnjähriger Anwesenheit aber überzeuge man sich, daß man von ihm noch so gut wie nichts wisse. Das trifft, wenn auch natürlich in stark abgeschwächtem Maße, mehr oder weniger auf alle Völker, auch europäische zu. Darum aber ist es falsch, unserer Kriegsleitung gegenüber den Vorwurf zu erheben, daß sie die Feinde falsch eingeschätzt habe. Ihre Beurteilung hat sich im allgemeinen als durchaus zutreffend erwiesen, soweit nicht unwägbar Momente in Frage kommen. Die größeren Irrtümer dürften nach dieser Richtung auf feindlicher Seite zu suchen sein. Wir wissen jetzt aus den Veröffentlichungen Pierrefonds, wie übertrieben optimistisch der französische Generalstab die Lage oft beurteilt hat. In England bewegte man sich hinsichtlich der Sicherung des Handels in völlig falschen Vorstellungen, wie sich aus der Schrift von Archibald Hurd ergibt, die uns Major Bullrich durch eine deutsche Bearbeitung zugänglich gemacht hat. Vollends der Ausspruch von Grey, daß England, wenn es am Kriege teilnehme, kaum größere Gefahr laufe, als wenn es ihm fern bliebe, zeigt von gröblicher Selbsttäuschung. Wir sollten daher die Anklagen gegen unsere Heeresleitung schweigen lassen. Die solche erheben, haben zu bedenken, daß der Krieg wie jedes große Unternehmen, auch ein solches des Handels und der Industrie, einen gewissen Optimismus erfordert, der sich mit nüchterner Erwägung sehr wohl vereinigen läßt, ja diese zur Voraussetzung hat. Friedrich der Große hat solchen Optimismus in hohem Grade besessen. In der schwersten Bedrängnis des Siebenjährigen Krieges hat er beharrlich, wenn auch vergebens, auf die Waffenhilfe der Türken gehofft. Den Franzosen aber hat die ihnen eigene Sorglosigkeit das Durchhalten während des Krieges offenbar erleichtert, während der schwerblütige Deutsche leicht schwarz sieht.

In seiner Geschichte des Krieges sagt Hermann Stegemann: „Nichts ist verkehrter als dem Franzosen Ausdauer abzusprechen. Er hat in allen Feldzügen seiner an Siegen und Niederlagen so reichen Kriegsgeschichte außer seinem sprichwörtlichen

taktischen „Elan“, den Schwung stürmisch vorgetragener Angriffe, gerade diese Zähigkeit in der Verteidigung nachgewiesen. Starke Einbildungskraft und heiterer Mut unterstützen ihn darin und lassen ihn, so lange er festes Vertrauen zur Führung besitzt, auch unglückliche Lagen in freundlichem Lichte sehen und standhaft ertragen.“ Das ist zum Teil richtig, immerhin ist zu bedenken, daß Frankreichs Heer zu Beginn des Krieges durch die deutschen Schläge bedenklich ins Wanken kam, erst „das Wunder der Marne“ gab ihm Vertrauen und Standhaftigkeit zurück. Der deutsche Generalstab hat sich hinsichtlich der Leistungsfähigkeit der Franzosen weit weniger Täuschungen hingegeben als die öffentliche Meinung bei uns. Wie bei der Beurteilung des einzelnen Menschen bleiben wir trotz unserer oft gerühmten Gründlichkeit auch hinsichtlich der eines ganzen Volkes gar zu leicht an der Oberfläche hängen, da wir im Fremden immer das Eigene sehen. Wohl schätzt der Deutsche von jeher das Fremde besonders hoch und stellt es über das Einheimische, bei seiner Neigung zur Doktrin setzt er aber gar zu leicht beim Fremden ein Wesen voraus, das er sich zurecht gemacht hat. Das fehlende Vermögen, sich in andere einzufühlen, und doch klare Vorstellungen von ihnen zu gewinnen, hat uns im Kriege unseren Bundesgenossen wie unseren Feinden gegenüber wesentlich geschadet. Hinsichtlich der Franzosen haben bestimmte geschichtliche Vorgänge die Deutschen in ihren Bann geschlagen. Sie sahen nicht, daß dieses Volk trotz seiner Revolutionen das Wort „Freiheit“ wohl im Munde führt, tatsächlich aber von jeher stark autoritätsbedürftig gewesen ist. Das erklärt, warum sich ein entschiedener Wille, wie der Clémenceaus, dem Lande auferlegen, und die ausgesprochene Kriegsmüdigkeit des Jahres 1917 erfolgreich überwinden konnte.

Noch ein weiterer geschichtlicher Zug der Franzosen ist bei den harmlosen Deutschen im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit geraten, es ist die ihm innewohnende Grausamkeit. An die Hugenottenkriege knüpft Ludwig Häusser in seiner Geschichte des Zeitalters der Reformation die sehr wahre Bemerkung: „Es liegt, glaube ich, in der französischen Nation eine gewisse Wildheit, die, wenn die äußere Hülle einmal durchbrochen ist, sich mit einer Maßlosigkeit geltend macht, die wir sonst bei gesitteten Völkern nicht kennen. Das zeigt sich wie hier in den Religionskriegen, wie bei der politischen Revolution von 1789. Auch andere Völker haben die Schrecken religiöser und politischer Bruderkriege erlebt, aber von diesem Raffinement der Entmenschung, wie es uns das Frankreich von 1793 vorführt, hat die Geschichte sonst kein Beispiel.“ Ein hervorragender Franzose, Tocqueville, aber schreibt in seinem berühmten Buche, „Das alte Regime und die Revolution“: „Die Franzosen sind das mildeste und wohlwollendste Volk der Welt, so lange sie ruhig in ihrem Naturell bleiben, aber das barbarischste von allen, sobald sie von heftigen Leidenschaften ergriffen werden.“ Unmittelbar neben großen und hohen Eigenschaften liegen im Franzosen niedere Triebe. So zeigte der französische Soldat — und nicht nur der Farbige — neben heroischer Tapferkeit die Fähigkeit zum „Nettoyeur“ innerhalb genommener deutscher Gräben, und in der Behandlung unserer Gefangenen ein Wesen, das sich vom Apachentum nicht unterscheidet. Seinen Offizieren war jenes ritterliche Gefühl vollkommen verloren gegangen, das noch 1870 in den Worten eines alten Franzosen seinen Ausdruck fand: „Ein Gefangener ist eine geheiligte Persönlichkeit.“ Weiße und schwarze Franzosen, nicht minder aber Frauen, haben sich nicht gescheut, unsere

Gefangenen auf das Ärgste zu verhöhnen und zu mißhandeln, die Regierung der Republik hat im großen ein Beispiel unwürdiger Gefangenenbehandlung gegeben. Die menschliche Bestie ist bei den Franzosen stets überraschend schnell dagewesen; daher der Sadismus, den wir bei ihnen noch jetzt nach dem Kriege wahrnehmen. Ihre durch eine ausgesprochene Nützlichkeitsbildung geförderte Urteilslosigkeit macht sie leicht beeinflusbar und benimmt ihnen die Fähigkeit, das Lügengewebe ihrer Zeitungen zu durchschauen. Von jeher für den Krieg befähigt, hat die Friedensschulung auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht die guten militärischen Eigenschaften des Franzosen noch mehr entwickelt, offenbar disziplinierend auf das Volk gewirkt und für sein immer stark ausgeprägtes Einheitsbewußtsein das geeignete Gefäß gebildet. Wer daher an das französische Volk und Heer den früher passenden Maßstab anlegte, konnte durch seine Haltung im Kriege in der Tat überrascht sein.

Der hervorstechende Charakterzug des Briten, seine große Fähigkeit, ist allbekannt, und sie ist auch kaum unterschätzt worden, wenn sich auch natürlich nicht voraussehen ließ, wie sie sich im Laufe des Krieges äußern würde. Vor allem ist der Vorwurf unbegründet, wir hätten auf unserer Seite von Hause aus mit der Aufstellung eines englischen Massenheeres auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht rechnen müssen. Bei dem ausgesprochen konservativen Sinn des Engländer war nicht ohne weiteres anzunehmen, daß er sein bisheriges Widerstreben gegen diese Einrichtung aufgeben und auch sonst mit seinen nationalen Gepflogenheiten in der Weise brechen würde, wie es erfolgt ist. Daß es geschah, spricht nur für den gesunden politischen Instinkt dieses Volkes. Andere Eigenschaften der Briten waren aus der Geschichte des Weltreichs genugsam bekannt, fanden jedoch seitens unserer Politik nicht die hinreichende Würdigung. Die Engländer sind vor allem hinsichtlich ihrer Aufrichtigkeit viel zu hoch eingeschätzt worden. Aus den neuesten Veröffentlichungen ist klar geworden, in wie hohem Grade wir uns immer wieder durch die salbungsvollen Worte Englands haben täuschen lassen. Der den Briten eigentümliche „Cant“ ist längst nicht genügend gewürdigt worden. Andererseits sind die Erfahrungen, die uns die Geschichte in bezug auf die Beurteilung fremder Völker an die Hand gibt, immer nur bedingt zu brauchen, sie bieten uns gewissermaßen nur Annäherungswerte. Englands Verhalten in diesem Kriege, in dem es von seinen herkömmlichen Grundsätzen abwich und zu einer starken Landmacht wurde, beweist es. Umgekehrt ist die oft bewährte englische Fähigkeit auch nicht immer in gleichem Maße zutage getreten. Betrachtet man Englands Durchhalten in den Kriegen gegen die erste französische Republik und gegen das Kaiserreich in der Gesamtheit, so ist der Eindruck überwältigend großartig. Im einzelnen aber sind doch im Laufe dieses langandauernden Kampfes vielfach Augenblicke des Schwankens und der Schwäche zu verzeichnen. Nur die unbestrittene Seeherrschaft, die England ausübte, hat es ihm ermöglicht, fest zu bleiben. Nelson gab dem Ausdruck, wenn er im September 1804 schrieb: „Falls unsere westindischen Inseln fallen, würde England so kleinmütig den Frieden herbeiwünschen, daß es erniedrigend wäre.“ Daher war der Gedanke, daß wirtschaftliche Interessen England während des Weltkrieges zur Nachgiebigkeit bewegen würden, an sich nicht unberechtigt. Auch ist es im Sommer 1917, bevor wirksame Gegenmittel gegen die Tätigkeit unserer Uboote erfunden wurden, nahe daran gewesen, den Frieden zu suchen.

Der Rückhalt, den England an Amerika fand, die Verquickung der Interessen der beiden angelsächsischen Länder, hat lange bevor die große transatlantische Macht den Krieg erklärte, das Aushalten Englands, wie überhaupt der Entente, ermöglicht. Diejenigen, die bei uns an eine strenge, unparteiische Neutralität Amerikas und an eine Beeinflussung seiner Handlungsweise durch die dortigen Deutschen geglaubt haben, sind schwer enttäuscht worden. Eine richtige Würdigung der Stimmungen in Amerika und der regen Tätigkeit, die bereits Jahre vor dem Kriege die englische Propaganda dort entfaltetete, hätte uns vor diesem Irrtum bewahrt. Er ist nachher fälschlicherweise als ein solcher des Generalstabes bezeichnet worden. Die deutsche Oberste Seeresleitung hat sich im Frühjahr 1918 indessen keinerlei Täuschung über die Stärke der Amerikaner auf französischem Boden hingeeben. Foch selbst beziffert sie Anfang März 1918 auf nicht mehr als 300 000, dazu noch größtenteils erst in der Ausbildung begriffene Truppen. Die starken Transporte setzten erst vom April ab ein und brachten es dann allerdings dahin, daß im Oktober 1918 in Frankreich 1 700 000 Mann des amerikanischen Heeres verfügbar waren. Wenn es auch nur flüchtig geschulte Truppen waren, so fielen sie bei der Erschöpfung der Mannschaftsreserven, sowohl der Entente als Deutschlands, doch schwer ins Gewicht.

Am richtigsten sind bei uns wohl die Russen, soweit sie als Truppen in Betracht kamen, eingeschätzt worden. Ihre Massen erwiesen sich, wie erwartet worden war, als sehr schwerfällig, so daß die hohe Beweglichkeit unserer Truppen im Verein mit deren unerschütterlichem Standhalten auch gegen große Überlegenheiten einen gewissen Ausgleich boten. Nicht genügend beachtet ist freilich, daß sie infolge rechtzeitig ergriffener Maßnahmen ihre Massen weit früher zur Geltung zu bringen vermochten, als solches bei den großen, in Betracht kommenden Räumen ihres Landes sonst möglich gewesen wäre. Die umfangreichen Kriegsrüstungen unseres östlichen Nachbarn sind dem deutschen Generalstabe nicht verborgen geblieben, haben jedoch bei der politischen Leitung offenbar nicht hinreichend Beachtung gefunden. Unsere Politik war, seit sie weder ein Zusammengehen mit England noch ein solches mit Rußland herbeizuführen vermocht hatte, ohnehin in eine Sackgasse geraten und sich der ganzen Schwere der drohenden Gefahr jedenfalls nicht bewußt. Auch war man sich bei uns schwerlich allgemein im klaren, in wie hohem Grade in Rußland die panslavistische Richtung bereits die Oberhand gewonnen hatte, so daß sie den schwachen Zaren ihrem Willen völlig zu unterwerfen und zugleich die Masse des Volkes nicht allein mit sich zu reißen, sondern auch die ersten drei Kriegsjahre an ihrer Sache festzuhalten vermochte. Die politischen Strömungen des großen Landes ließen sich von Petersburg aus nicht übersehen, geschweige denn beeinflussen. Die Zeit, wo Bismarck durch seinen Einfluß auf den Zarenhof die russische Politik zu beeinflussen vermochte, waren nicht mehr.

Von unseren und Österreich-Ungarns Feinden haben uns die Italiener und Rumänen nur angenehm überrascht. Ungeachtet der Tapferkeit einer Reihe von Verbänden haben ihre Heere als ganzes sich noch minderwertiger gezeigt als erwartet werden konnte. Eine schwere Enttäuschung haben uns dagegen die Polen bereitet, und doch hätten wir gerade dieses Volk, von dem starke Teile Preußen angehörten, seiner Vergangenheit nach genau kennen und wissen müssen, was von dieser

unzuverlässigen, treulosen, jäh aufbrausenden Nation zu halten war, daß vor allem auf Dankbarkeit für die Befreiung von Rußland und Heeresfolge gegen dieses bei ihr nicht zu rechnen war. Hier hat die an sich achtbare aber gänzlich unpolitische Art des Deutschen, der stets geneigt ist, die eigenen Pflicht- und Anstandsbegriffe auch bei anderen Völkern vorauszusetzen, uns einen bösen Streich gespielt, an dessen Nachwirkung wir jetzt schwer zu leiden haben. Wir hätten füglich wissen können, ja wissen müssen, daß das Herz der Polen für Frankreich und die Entente schlug, daß die innere Feindschaft gegen alles Deutsche bei den Polen weit größer war als der Haß gegen die Moskowiter. Statt diesem Volke zu vertrauen, hätten wir auf das Schlimmste von ihm gefaßt sein müssen, vor allem bei Ausgang des Krieges uns ihm gegenüber nicht wehrlos machen dürfen. Deutsche Ideologie hat hier eine ihrer schlimmsten Sünden begangen.

Im Kriege zeigen sich die einzelnen wie die ganzen Völker in Wahrheit als das was sie sind, zumal in einem Kriege wie dem, der jetzt hinter uns liegt, da er die gesamten Völker Europas in Mitleidenschaft zog. Daraus gilt es die Lehren zu ziehen. Leider sind diese von manchen bereits vergessen worden. Wir träumen allzufrüh bereits wieder von Völkerveröhnung trotz des handgreiflichsten Beweises des Gegenteils. Wir übersehen zugleich, daß auch dieser Krieg und was ihm folgte, dem alten Rante nur allzusehr recht gegeben hat, wenn er sagt: „Wollte sich doch nie ein Fürst, ein Staat einbilden, daß ihm etwas zugute kommen könne, was er sich nicht selbst verdankt, was er nicht mit eigenen Kräften erworben hat!“



Gefährdung der Deutschen im Südslawenstaat und die deutsch-südslawischen Beziehungen

Von Prof. Dr. R. f. Kaindl (Graz)



ast eine Million Deutsche, etwa der dreizehnte Teil der Bevölkerung, sind in Jugoslawien durch Verweigerung des Wahlrechtes entrechtet worden. Ohne ihr Zutun ist die Agrarreform beschlossen worden und rücksichtslos, ohne daß sie sich mit Erfolg wehren können, wird sie seit 1919 durchgeführt.

Schwäbischen Bauern, die hundertfünfzig bis dreihundert Joch besaßen und den Boden selbst bestellten, nahm man bedeutende Teile ihres Besitzes und verteilte ihn an Serben aus Bosnien, Dalmatien und Mazedonien, die sich nie in ihrem Leben mit Landwirtschaft befaßt hatten, und vor allem mit der durch die Schwaben eingeführten Bodenbewirtschaftung nicht vertraut sind. In den meisten